

In Wien stehen noch 1600 Telefonzellen. Auch in Handyzeiten haben sie ihren Sinn nicht verloren – und sei es nur als Erinnerungsort

DURCHWAHL: NADJA RIAHI

Mitten im Strom der Stadt, in der Rotenturmstraße, Ecke Fleischmarkt, steht sie zwischen Fahrradständern, Bänken und E-Scootern: eine silberfarbene Telefonzelle. Knapp ein mal ein Meter Grundfläche aus Metall, 2,30 Meter hoch, mit Sichtfenstern. Die Wände sind sauber, nur das metallene Tastenfeld ist mit schwarzer Farbe beschmiert.

Früher waren Telefonzellen unverzichtbare Treffpunkte der Kommunikation im öffentlichen Raum. Menschen standen davor Schlange und klopften ungeduldig an die Scheibe, wenn das Telefonat eines anderen zu lange dauerte. Heute sind Telefonzellen stumme Zeugen der analogen Ära, Zeitkapselfn, an denen die Menschen vorbeigehen, ohne sie überhaupt noch wahrzunehmen. Fast alle mit dem Smartphone in der Hand, tippend, telefonierend, navigierend.

Am 25. April wird der Internationale Tag des Telefons gefeiert, aber im Grunde ist jeder Tag, jede Stunde und jede Minute davon zum Telefontag geworden.

Die Geschichte des öffentlichen Telefonierens begann vor über 100 Jahren. Der erste Münzfernsprecher ging am 17. August 1903 am damaligen Wiener Südbahnhof in Betrieb. Die ersten Modelle waren noch aus Holz, später folgten gelbe Kabinen aus Metall und Glas, und schließlich prägten die heute noch vorhandenen schlichten und transparenten Designs das Stadtbild. Aktuell gibt es noch 1600 Telefonzellen in Wien.

In ihrer „Blütezeit“ in den 1970er- und 80er-Jahren waren Telefonzellen ein fixer Bestandteil des Alltags: Schüler riefen nach dem Unterricht die Eltern an, Geschäftsleute koordinierten unterwegs ihre Termine, Verliebte führten heimliche Gespräche und Touristen schickten Grüße in die Heimat.

„Ich habe seinerzeit immer gerne und oft Telefonzellen benutzt“, erinnert sich der Wiener Claus Haslauer, Mitte 60. Für längere und ungestörte Gespräche mit seiner Freundin suchte er bewusst nach weit abgelegenen Telefonzellen. Während des Telefonats habe Claus in der Kabine auch die eine oder andere Zigarette geraucht. „Damals war das ganz normal. Man hat sich auch keinerlei Gedanken gemacht, wie oft der Hörer von Fremden benutzt worden ist“, sagt er. „Heute kaum noch vorstellbar.“ Gestunken habe es drinnen außerdem, nicht nur nach Zigaretten, oft auch nach Notdurft.

Was viele nicht (mehr) wissen: Telefonzellen waren nicht nur zum Telefonieren da. In jeder Zelle lagen die dicken Wiener Telefonbücher mit allen Festnetznummern und Adressen. Kombinierte man das mit den detaillierten Stadtplänen, die in jeder U-Bahn-Station hingen – in denen wirklich noch jede einzelne Gasse eingezeichnet war –, hatte man quasi sein perfektes Navi für die Stadt.

Vor der Zeit, in der Anrufe in jedem Winkel des öffentlichen Raums entgegengenommen wurden, war das Telefonieren diesen akustischen Schutzräumen vorbehalten. Die Anzahl der Münzen bestimmte die Dauer des Anrufs – und Telefonieren

war vergleichsweise teuer: ein Schilling für drei Minuten Gesprächszeit. Dauerte ein Gespräch länger und fehlte das Kleingeld, brach die Leitung ab.

Wer in den 1980er-Jahren gratis telefonieren wollte, trickste den Apparat manchmal aus: Mit einem elektronischen Gasanzünder konnte man dem Zähler einen Impuls verpassen. „Plötzlich zeigte das Guthaben statt null zehn Schilling an“, erzählt ein Wiener, der lieber anonym bleiben möchte.

Bei der Kunst-Biennale in Venedig im Jahr 2024 standen im Österreich-Pavillon sechs Telefonzellen aus dem Flüchtlingslager Traiskirchen. Die Künstlerin Anna Jermolaewa hatte sie dort aufgestellt. Sie lebte als Flüchtling 1989 selbst einen Monat im Erstaufnahmезentrum und nutzte die Zellen, um ihre Familie in Leningrad zu verständigen, dass sie heil im Westen angekommen war.

Die Telefonzelle Ecke Rotenturmstraße und Fleischmarkt, an der die Passanten vorbeiflanieren, ohne sie wirklich wahrzunehmen, könnte sogar Leben retten: Sie ist nämlich Wiens erste Defi-Zelle, eine umgerüstete Telefonzelle, in der ein automatischer Defibrillator für medizinische Notfälle bereitsteht. Nachdem mit dem Telekommunikationsgesetz 2021 die Verpflichtung

zum Betreiben von Telefonzellen fiel, werden sie nach und nach umgebaut: Manche wurden gänzlich zu Defi-Standorten umfunktioniert, von denen nur noch kostenlose Notrufe möglich sind. Rund 100 Telefonzellen dürfen in Wien noch regulär in Betrieb sein.

Andere bekommen als „Bücherzellen“ ein zweites Leben oder werden in Kunst- und Kulturprojekte umgewandelt. Telefonzellen sind ja eigentlich wertvoll, wenn man sie neu zu nutzen weiß. Sie stehen im öffentlichen Raum, Stadtmobiliar von idealer Größe, um sie in konsumfreie Kapseln zu verwandeln.

Die Pläne der A1 Telekom Austria AG, die die Telefonzellen betreibt, sind andere. Sie will die Standorte „zum Beispiel für Geldautomaten, Werbeflächen, als Poststationen oder digitale Post-Werbefenster“ nutzen, sagt Unternehmenssprecherin Livia Dandrea-Böhm. Im Marketingsprech schwärmt sie von einer „neuen Ära“ und einer „neuen Bestimmung nach über 100 Jahren“. Die Anzahl der Telefonzellen in Wien werde sich weiter verringern. Die Instandhaltung dürfte sich für A1 nicht mehr lohnen.

Auch wer den Hörer der Defi-Telefonzelle in der Rotenturmstraße abhebt, hört nichts. Das Display leuchtet auf. „Außer Betrieb“ steht da.

Lange Jahre ein fixer Bestandteil des Stadtbildes, heute kaum mehr präsent: die Telefonzelle, hier in Wien, 1960



KAPSEL
KOMMUNIKATIONS